

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Panowich, Brian
Bull Mountain Burning

Aus dem amerikanischen Englisch von Johann Christoph Maass

© Suhrkamp Verlag
suhrkamp taschenbuch 4878
978-3-518-46878-4

suhrkamp taschenbuch 4878

Jahrzehntelang herrschte der Burroughs-Clan über Bull Mountain – ein Drogenimperium im Norden Georgias. Die Macht wurde von Vater zu Sohn und von Bruder zu Bruder weitergegeben. Jetzt sind fast alle Burroughs-Brüder tot. Der letzte Überlebende, Clayton, ist ein gebrochener Mann im Kampf mit seinen Dämonen. Als konkurrierende Clans zur feindlichen Übernahme von Bull Mountain ansetzen, wird ihm bewusst, dass es nur einen Weg gibt, sich, seine Frau und ihren neugeborenen Sohn zu schützen: Er muss den Burroughs-Clan in seine vielleicht letzte große Schlacht führen.

Brian Panowich besuchte die Georgia Southern University, beschloss danach aber, durchs Land zu ziehen und Musik zu machen. 2009 begann er mit dem Schreiben. Zwei seiner Erzählungen waren für den Spinetinger Award nominiert. Sein erster Roman *Bull Mountain* wurde mit dem *International Thriller Writers Award* für das beste Debüt ausgezeichnet.

Johann Christoph Maass, geboren 1973, war Schlagzeuger, bevor er Literaturwissenschaften studierte. Er arbeitet als freier Übersetzer in Berlin. Zu den von ihm übertragenen Autoren gehören u. a.: Jonathan Lethem, Barney Norris, Howard Jacobson, Chad Harbach und Ron Jonson.

Zuletzt erschienen: *Bull Mountain* (st 4657)

Brian Panowich

**BULL MOUNTAIN
BURNING**

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von
Johann Christoph Maass

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2018 unter dem Titel
Like Lions
bei Head of Zeus Ltd., London.

Erste Auflage 2018
suhrkamp taschenbuch 4878
Deutsche Erstausgabe
© Suhrkamp Verlag Berlin 2018
© Brian Panowich 2018
Suhrkamp Taschenbuch Verlag
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlagfoto: Duncan Anderson/Arcangel Images
Umschlaggestaltung: zero-media.net
Druck und Bindung: CPI – Ebener & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-46878-4

BULL MOUNTAIN BURNING

*Für Neicy
Für Mom
Und für meine Welpen,
Talia, Ivy & Olivia*

*Strike a few matches
Laugh at the fire
Burn a few edges
Put them back in the pile
Swing from the pain I don't want to kill
It's time to go play in a minefield.*

Travis Meadows

Wenn du durch die Hölle gehst, geh weiter.
Winston Churchill

PROLOG

Bull Mountain, Georgia

1972

Annette kannte jede Diele in- und auswendig.

Es hatte Monate gedauert, sich das Schema einzuprägen. Sie wusste, welche Bohlen knarzten und stöhnten, wenn sie darauf trat, weshalb sie genau darauf achtete, mit ihren nackten Füßen nur auf die paar wenigen zu treten, die fest angenagelt waren. Diese ganz bestimmten Streifen alter Eiche waren ihre Verbündeten geworden. Ihre Freunde. Sie schenkte ihnen das Vertrauen, sie nicht zu verraten. Dasselbe konnte sie über nichts und niemanden sonst sagen. Trotzdem, sie war achtsam, denn dies war der erste Versuch, die Route im Dunkeln abzulaufen. Sie zählte jedes Mal bis zehn, wenn sie ihr Gewicht auf eine von ihnen verlagerte, und tappte in Zeitlupe im Zickzackkurs durch den Flur. Sie passierte den Raum, den sich ihre beiden ältesten Söhne teilten. Vielleicht würde nach heute Nacht das permanente Gezanke zwischen den beiden darüber, wer in die obere Koje durfte, endlich aufhören. Der Gedanke war ein schwacher Versuch, das, was sie nun vorhatte, mit einem besseren Gewissen zu tun. Sie verharrte vor der Tür der Jungen und lauschte dem leicht durchbrochenen Schnarchen, hervorgerufen von der verkrümmten Nasenscheidewand ihres mittleren Sohnes. Sie erinnerte sich gut an den Tag, an dem er sich den zerstörten Knorpel eingehandelt hatte. Sein Va-

ter war nicht gerade begeistert gewesen, als der Junge eine Dose Farbe in der Scheune verschüttet hatte. Er war vier Jahre alt gewesen. Sie lehnte sich gegen das solide Holz des Türpfostens – ein weiterer erprobter Komplize – und ließ zu, dass ihr das nasale Atmen ihres Sohnes zumindest in einem Ausmaß das Herz brach, dass es ihr selbst den Atem verschlug – allerdings nicht so sehr, als dass sie selbst ein Geräusch von sich gegeben oder Tränen vergossen hätte. Ihre Tränen waren vor langer Zeit versiegt. Sie führte zwei Finger zu den Lippen und platzierte dann den Abschiedskuss sanft auf der Tür. Sie schaute zu Boden und suchte nach der nächsten Diele in der Abfolge, dann nach der nächsten. Sie bewegte sich so langsam und flüssig wie Molasse. Einige Minuten später erreichte sie die letzte Tür zu ihrer Linken. Sie hielt inne, geräuschlos wie ein Dieb, und kam sich auch wie einer vor. Vorsichtig klemmte sie sich die Sportschuhe aus dem Ramschladen unter die Achsel. Sie hatte sie vor einigen Wochen während einer ihrer unbegleiteten Ausfahrten ins Tal unten in Waymore aus einer Mülltonne gefischt und sie in ihrem Schrank unter der Brauttruhe versteckt. Es waren Männerschuhe, und sie waren zwei Nummern zu groß, aber sie würden ihre Füße draußen vor Dornen und dem Brombeergestrüpp im Wald schützen – besser schützen als alles, was ihr zu besitzen je gestattet gewesen war. Sie ließ die Hand auf dem angelaufenen Messingknauf der Schlafzimmertür ruhen. Noch immer im Schneckentempo, nahm sie sich beinahe eine ganze Minute Zeit, den Knauf so weit zu drehen, bis der Metallzahn des Schlosses sich aus dem Schnapper zurückzog. Sie hatte die Scharniere gestern am frühen Morgen geölt, damit sich die Tür vollkommen geräuschlos bewegen ließ. Auch sie war zu einer Verbünde-

ten geworden, trotzdem nahm sie sich Zeit, sie Zentimeter für Zentimeter zu öffnen.

Das Baby schlief. Annette durchquerte den mond hellen Raum, setzte nach wie vor jeden einstudierten Tritt mit Bedacht und sah zu, wie sich die Brust ihres jüngsten Sohnes in der Wiege hob und senkte. Sein Anblick genügte ihr, um festzustellen, dass sie noch immer die Fähigkeit besaß zu weinen. Vor der Wiege bahnte sich die Feuchtigkeit hinter den dunklen Tränensäcken unter den Augen ihren Weg. Sie war sich sicher, sie würde zu weinen beginnen. Sie war sich ebenso sicher, dass das ihr Ende bedeuten würde. Ihre Tränen. Das Salz würde ihr die Sicht verschleiern und dafür sorgen, dass sie einen falschen Schritt machte, und ein einziges leises, unfreiwilliges Schniefen würde in der Todesstille des Hauses gellen wie eine Sirene. Die Unfähigkeit, ihre Gefühle zu unterdrücken, würde der Grund dafür sein, warum sie erwischt wurde. Und sie würde ihren Tod bedeuten. Sie schloss die Augen und atmete tief durch. Sie dachte zu viel nach. Sie musste los. Mondlicht schien durch die Vorhänge, die sie aus einem alten Bettlaken gemacht hatte, und das bläuliche Licht verwandelte das rostrote Haar des Babys in blanken Kupferdraht. Sie beugte sich vor und glättete mit dem Handrücken die dünnen Strähnen auf seinem fragilen Schädel, nahm ihn dann schnell in die Arme und drückte ihn an ihre Brust. Ihre Bewegungen waren unbeholfen und hastig, und beinahe hätte sie einen der Schuhe fallenlassen. In diesem Moment war ihr Herzschlag so heftig, dass er jeden Muskel durchzuckte. Sie stand mit geschlossenen Augen da und presste mit dem Ellbogen den Schuh gegen die Hüfte. Sie stand so lange starr da, bis sie spürte, wie sie wieder atmete. Sie positionierte den Schuh

erneut unter der Achselhöhle und drückte das Baby an sich, als es aufwachte.

»Shhh«, wisperte sie mit kaum hörbarer Stimme. »Ich bin ja da.«

Beruhigt durch die Wärme und Geborgenheit der Mutter, sank das Baby wieder in den Schlaf, ohne auch nur einen Mucks zu machen. Dies war das Einzige, was sie hatte dem Zufall überlassen müssen. Das Einzige, was sie nicht hatte planen können. Die Reaktion des Säuglings auf sie hätte alles gleich hier und jetzt beenden können, aber ihr Sohn, ihr makelloser Wonneproppen, würde ihr heute Nacht nicht zum Verhängnis werden. Zwei ihrer Söhne waren ihr bereits abhandengekommen, ihr gestohlen worden. Hilflos hatte sie über die Jahre hinweg zusehen müssen, wie dieser Ort seinen Anspruch auf sie geltend gemacht hatte. Sie hatte gedacht, dass wenn die Jungen erst etwas älter waren, sich in ihnen auch ein Fünkchen von ihr zeigen würde, aber da war nichts. Nichts gedieh in ihren Herzen außer demselben kohlepechrabenschwarzen Nichts, das bereits von ihrem Ehemann Besitz ergriffen hatte, seinem Vater und so vielen seiner Familie vor ihm.

Aber nicht von dir. Annette legte ihre Hand auf den flaumigen Kupferkopf des Säuglings. *Noch kann ich dich retten. Wir können einander retten.*

Sie zog sich von der Wiege zurück und schlüpfte so geräuschlos aus dem Zimmer, wie sie hineingekommen war, ließ dabei die Tür offenstehen, damit Mondlicht in die Diele fiel und ihr den Weg zur Vordertür – zum Wald – und in ihr neues Leben wies.

Die vergangenen Monate über hatte Annette ihren Mann bestohlen – bloß ein paar Dollar hier und dort. Von

Gummibändern zusammengehaltene Bündel und lose Stapel von Zehn- und Zwanzig-Dollar-Scheinen lagen überall im Haus herum, so dass sie sich sicher war, die kleinen Beträge, die sie sich in den Ärmel gesteckt oder beim Putzen in den BH gestopft hatte, würden niemals auffallen. Sie hatte ihre Fluchtkasse mit einem roten Zopfgummi fixiert und sie in einem Marmeladenglas in der Nähe einer Gruppe von Amberbäumen am Rande der Rodung vergraben. Sie hatte außerdem etwas in Plastikfolie verpacktes Brot und gepökeltes Hirschfleisch gebunkert und eine Wolldecke für das Baby, falls das Wetter umschlagen sollte, aber heute Nacht war es trocken und heiß. Sie würde sie nicht brauchen. Das war gut. So musste sie weniger tragen.

Die Vordertür ließ sich mit der gleichen geölten Leichtigkeit öffnen wie die Tür zum Kinderschlafzimmer. Hier musste sie keine Schlösser öffnen. Es gab sie, aber sie waren nie nötig. Niemand traute sich, dieses Haus zu betreten. Es wurde verschlossen gehalten von Angst, und diese Angst hielt Eindringlinge davon ab, überhaupt nur darüber nachzudenken, es zu betreten. Sie hatte auch Annette davon abgehalten, darüber nachzudenken zu gehen. Vorsichtig drückte sie die Fliegengittertür auf. Das laute Klicken, das der Schnapper der Tür normalerweise produzierte, wurde durch einen kleinen Streifen Gewebeklebeband unterbunden. Sie hatte ihn dort angebracht, bevor sie zu Bett gegangen war. Das war ein riskantes Manöver gewesen und hätte entdeckt werden können, aber sie hatte keine Wahl gehabt. Statt des Klickgeräuschs des sich öffnenden Schnappers zu dieser Nachtzeit hätte genauso gut das Horn des Erzengels Gabriel ertönen können. Als sie gegen das Schutzgitter drückte, konnte sie sogar das Phantomecho in ihrem Kopf

hören. Sie würde das Geräusch niemals vergessen, egal wie weit sie es auch hinter sich ließ. Es würde sie ewig heimsuchen. Es war das Geräusch einer Gefängniszelle, die sich allabendlich schloss. Sie just mit der Sache einschloss, die alle anderen außen vor hielt.

Auf der Veranda angelangt, im schwarzen Schatten des Vordachs, ließ sie die Tür zurück in den Rahmen gleiten und machte dann zwei große Schritte zu dem soliden Mauerstein am oberen Ende der Treppe. Gleich jenseits des Hofes und der Rodung vor ihr lag das Leben, von dem sie bereits beinahe zehn Jahre lang träumte. Ein Leben, das sie akribisch in allen Details heraufbeschworen hatte. Für sie und ihren Sohn, irgendwo weit weg von dem Blut und Zorn, die ihre Welt beherrschten. Sie spürte, wie die kalte Luft den Schweiß in ihrem Nacken kühlte, und sie gestattete sich, erneut tief durchzuatmen. Noch im selben Augenblick, als sie den süßen Geruch von Tabak und Maiswhiskey roch, der sich mit der Nachtluft mischte, legte sich unter der Haut eine Eisschicht um ihre Knochen.

Nein.

Sie schloss die Augen und lauschte. Außer dem Zirpen der Grillen war nichts zu hören. Dort war nichts, aber sie musste auch gar nichts hören, um zu wissen, dass er da war. Sie wusste es einfach.

Sie presste die Augen zu und drückte das Baby so fest an sich, wie sie konnte. Ihr Körper blieb ruhig, aber ihre Gedanken rasten. Sie betete zu Gott, es möge nur ein Streich sein, den ihr ihre Phantasie spielte. Sie flehte ihn an.

Gott sagte: *Renn.*

Sie konnte sich nicht bewegen, und nach diesem Augenblick des Zögerns gab es keinen Gott mehr, der der Rede

wert gewesen wäre, nur noch das sanfte Klicken des Hahns am Revolver ihres Mannes.

»Ist es ein anderer Mann?«, hörte sie ihn aus der Dunkelheit hinter ihr sagen.

Sie konnte sich noch immer nicht rühren, nicht einmal zusammenzucken. Nicht sprechen. Das Eis, das ihre Knochen umgab, breitete sich in ihrem Blut aus, verwandelte es in dickflüssigen Brei. Die Pinien am anderen Ende der Rodung wogten in Zeitlupe, während sich der Abstand zwischen ihnen und ihr verdreifachte. Sie konnte nicht einmal blinzeln, obgleich ihre Augen trocken und kalt waren.

»Ich habe dich etwas gefragt, Frau.«

Sie wusste, er würde sie kein drittes Mal auffordern. Sie fand ihre Stimme und antwortete ehrlich.

»Nein.«

»Ist es, weil ich dich geschlagen habe?«

»Nein.«

»Warum dann?«

Sie wollte lügen, wusste aber, es war sinnlos. Sie sagte nichts.

»Du hast fast zehn Minuten gebraucht, um durch den Flur zu kommen. Ich bin hier draußen fast eingeschlafen.«

»Ich ...«

»Solltest du in Erwägung ziehen, den Mund aufzumachen, um mich anzulügen, Annette, dann wird die Sache hier noch hässlicher, als sie bereits ist. Ich frage dich also noch einmal. Wo willst du hin?«

Annette sah zu ihrem Sohn hinab und akzeptierte die Realität des Augenblicks. »Weg.«

»Wohin weg?«

»Bloß weg. Weg von dir.«

»Dreh dich um, verdammt.« Seine Stimme klang tief und körnig wie feuchter Kies.

Annettes Körper entspannte sich, und sie tat, wie ihr geheißen. Ihr Ehemann saß auf der Veranda in dem Schaukelstuhl aus Pinienholz. Er hatte ihn für sie gemacht, als sie zum ersten Mal schwanger gewesen war. Er war in die Dunkelheit des Vordachs gehüllt, vollständig unsichtbar, bis er bereit war, sich zu zeigen. Als er aufstand, war das Erste, was sie sah, das silberne Blitzen in seiner linken Hand. Sie hatte bereits einen Moment zuvor gehört, wie der Colt zum Leben erwacht war, und jetzt konnte sie sehen, wie er dort an seiner Hüfte hing wie ein stählerner Handschuh – eine natürliche Verlängerung seiner Hand. Annette kannte diese Hand gut – wie hart und gnadenlos sie sein konnte. Jetzt konnte sie ihn sehen. Er trug kein Hemd und war barfuß. Er trug nichts außer der Arbeitshose, die er sich vom Schlafzimmerboden geschnappt hatte.

»Während du da drin die Flure entlanggekrochen bist, hab ich das Klebeband an der Fliegengittertür entdeckt. Schlaue. Du warst immer verdammt schlau. Das hab ich an dir geliebt. Schlaue wie ein Fuchs.« Er sprach über sie bereits in der Vergangenheitsform. »Ich hab den Scheiß schon kommen sehen. Gestern stank das ganze Haus nach WD-40, daher wusste ich, dass du so weit warst, die Sache anzugehen. Du hast jede Tür im Haus geölt – jedes Scharnier. Ich nehme an, du hast den Scheiß überall hingeschmiert, damit ich nicht erkenne, dass du bloß deinen Fluchtweg präparierst. Auch das war schlau, aber am Arsch bist du jetzt trotzdem.«

Sein Gesicht konnte sie nicht erkennen, aber sie wusste, er lächelte. Er sprach derart beiläufig, dass es sie krank machte.

»Hättest du die Hintertür nicht eingefettet, zusammen mit dem Rest, dann hättest du mich vielleicht durchgehen hören, nachdem du aufgestanden bist.« Er machte einen Schritt nach vorn und zwang Annette von der Veranda herunter. »Dann wärest du davongekommen.«

»Warte mal«, sagte sie, hielt die geöffnete Hand hoch, um den kommenden Schlag abzuwehren, aber Gareth machte keine Anstalten, sie zu schlagen. Er grinste bloß und stieg von der Veranda hinab. Im Mondlicht konnte sie ihn nun genau sehen. Seine fahle Haut leuchtete auf, und sie konnte jeden ausdefinierten Muskelstrang seines Brustkorbs erkennen und jede Ader in seinen Armen. Das Licht war so hell, dass sie ihren eigenen Namen lesen konnte, eintätowiert über seiner linken Brustwarze – *gleich oberhalb meines Herzens*, wie er ihr einmal erklärt hatte. Sie erinnerte sich, wie er sie noch in derselben Nacht mit einer zusammengerollten Zeitschrift geschlagen hatte, weil sie selbst kein dazu passendes Tattoo wollte. Das war die Nacht gewesen, in der sie entschieden hatte, ihn zu verlassen. Das lag nun beinahe zehn Jahre zurück.

»Willst du mich los sein, Annette?«

»Ja«, sagte sie.

»Weil du mich nicht mehr liebst? Ist es das?«

»Nein, Gareth. Das tue ich nicht mehr.« Sie war überrascht, dass es so einfach war, es zu sagen, und merkte, dass es ihn traf, das zu hören, an der Art, wie er die Oberlippe schürzte. Zorn war stets seine Reaktion auf Schmerz. Sie bedauerte, es gesagt zu haben, weshalb sie versuchte, es abzumildern.

»Lass uns einfach gehen, Gareth, bitte. Ich werde verschwinden und dich nie wieder behelligen.«

Gareths Lippe entspannte sich und verzog sich zu jenem halben Lächeln, das sie zu hassen gelernt hatte. »Ich werde dich gehen lassen, Annette. Das verspreche ich.« Er sah hinab auf den silbernen Colt.

»Tue das nicht, Gareth. Lass Erbarmen in dein Herz. Ich bin deine Frau. Du hast mich einmal geliebt, oder nicht? Du kannst uns einfach gehen lassen.«

»Meine Frau?« Gareth kaute auf dem Wort herum. »Das meint doch, bis der Tod uns scheidet, Annette. Hab ich Recht? Das war ein Versprechen, das wir uns gegeben haben. Oder etwa nicht? Erinnerst du dich daran?«

Tränen hatten auf Annettes Gesicht schmale Schlieren gebildet. »Ja.«

Gareth hob die Waffe und zielte auf seine Frau.

»Gareth, warte.«

»Halt den Mund.« Er kam noch einen Schritt auf sie zu, der Colt war jetzt nur noch Zentimeter von ihrem Gesicht entfernt.

»Warte«, sagte sie erneut.

»Halt den Mund, hab ich gesagt. Hast du wirklich geglaubt, ich würde das hier zulassen? Bist du wirklich so dämlich? Du hast gedacht, du könntest dir einfach meinen Sohn schnappen, und ich würde das zulassen?«

»Er ist unser Sohn«, sagte sie. Sie klang beinahe, als schäme sie sich. Sie sah hinab auf ihre nackten Füße im feuchten Gras, als Gareth den silbernen Colt noch dichter an ihr Gesicht hielt.

»Runter auf die Knie.«

»Gareth, bitte.«

»Sofort.« Die Körnigkeit feuchten Kieses kehrte in seine Stimme zurück.

Dies hier ist das Ende, dachte sie. *Er wird mich umlegen, hier an Ort und Stelle.* Man würde sie in Segeltuch einrollen, auf die Ladefläche eines Trucks werfen und zu irgendeiner Müllkippe am Southern Ridge karren.

»Mach, was du für richtig hältst, Gareth, aber tu unserem Sohn nichts.«

»Unserem Sohn etwas tun?« Gareth lachte, und es klang aufrichtig. Mit großer Geste schaute er sich auf dem Grundstück um. »Du bist diejenige, die ihn gerade vom sichersten Ort auf diesem Berg entführen wollte. Du bist diejenige, die ihn bloß mit einer Decke um ihn herum in die Wälder mitnehmen wollte und, oh, warte mal ...« Gareth griff in seine Hosentasche und warf ein Päckchen Bargeld auf die Erde. »... einer Decke und 340 Dollar, die du mir gestohlen hast.«

Das Geld war nicht mehr in dem Marmeladenglas, wurde aber noch immer von dem roten Haargummi zusammengehalten, mit dem Annette es umwickelt hatte, bevor sie es verbuddelte. Gareth ließ diese Enthüllung wirken, während Annettes Augen zu stumpfem Glas wurden. Die Realität dessen, was diese gefalteten Geldscheine versinnbildlichten, nahm ihr jeden Mut, den sie noch gehabt hatte.

Er hatte es gewusst. Er hatte die ganze Zeit Bescheid gewusst. Sie hatte nie eine Chance gehabt.

Ihre Beine wurden weich, und sie sank auf die Knie, ohne weitere Aufforderung. Der Fall schüttelte das Baby durch, es erwachte und bewegte sich, aber sie lockerte die Umarmung nicht. Sie starrte hinab in sein winziges rundes Gesicht, ein Gesicht, das eines Tages genauso aussehen würde wie das des Mannes, der mit einer Waffe vor ihr stand, und es durchströmte sie ein bittersüßes Gefühl von Frieden, angesichts der Gewissheit, dass sie zumindest die Transforma-

tion nicht mehr miterleben würde. Das gab ihr Kraft, und sie sah zu ihrem Mann hinauf. Sie wollte ihm sagen, dass die Flammen der Hölle bereits darauf warteten, seine Knochen zu rösten, aber sie tat es nicht. Sie konnte nicht. Nicht, als sie ihren mittleren Sohn, Buckley, bloß einige Meter hinter seinem Vater stehen sah. Er trug eines der T-Shirts seines Vaters. Es reichte ihm bis über die Knie, an einer Seite war es ihm von der blassen, knöchigen Schulter gerutscht. Er war fast sieben und zeigte keinerlei Anzeichen von Angst im Dunkeln – bloß Neugier. Annette wischte sich die salzigen Tränenrinnale von den Wangen und versuchte, wie die Mutter des Jungen zu klingen, nicht wie ein Häufchen Elend.

»Buckley, Baby. Geh wieder rein. Es ist alles in Ordnung.«

Der Junge kratzte sich an der Hüfte, bewegte sich aber nicht.

»Okay, Baby? Hör auf deine Mommy und geh wieder rein.«

»Deddy?«, sagte der Junge und sah zu seinem Vater auf. Selbst im Beisein seines Sohnes ließ Gareth die Waffe nicht einen Augenblick lang sinken.

»Buckley, hol deinen kleinen Bruder. Geh und leg ihn wieder in die Wiege.«

»Nein«, bat Annette. »Lass uns einfach gehen.«

Gareth kam noch näher und fuhr ihr mit dem kalten Stahllauf des Revolvers über die Wange. »Hörst du, Buck? Deine Miststück-Mama interessiert sich einen feuchten Kehricht für dich oder Halford. Sie will sich bloß Clayton schnappen und abhauen. Wir sollen zur Hölle fahren. Sie hat uns nicht mehr lieb, mein Sohn. Was hältst du davon?«

Buckley antwortete nicht. Er ging zu seiner Mutter und streckte die Arme aus, so wie sein Deddy es von ihm ver-